

adalbertus-werke e.v.
bildungswerk der danziger katholiken
adalbertus-jugend
katholische jugend aus danziger familien

Adam Krzemiński

GEISTIGE
ORIENTIERUNGSPUNKTE
IN EINEM KÜNFTIGEN EUROPA



Festreferat

gehalten am 11. Juli 1993
im Rittersaal der Burg Gemen/Borken
beim

47. Gementreffen der Danziger Katholiken
unter dem Leitwort:

NATIONALISMUS – GEFAHR FÜR EUROPA?

GEISTIGE ORIENTIERUNGSPUNKTE IN EINEM KÜNFTIGEN EUROPA

Meine Damen und Herren, recht herzlichen Dank für die erneute Einladung nach Gemen.

Ich wurde gebeten, hier über die geistigen Orientierungspunkte im künftigen Europa zu sprechen. Ich bin kein Prophet, kein Philosoph, der Ihnen auf Anhieb unseren gerade aus den Fugen geratenen Kontinent wieder geistig reparieren und ihm feste Anker geben könnte. Sicherlich könnte ich nun versuchen, mit einigen goldenen Kugeln aus der europäischen Geistesgeschichte zu spielen: Einheit in der Vielfalt, Bewährung und Versagen der Europa-Idee seit dem „ersten Rom“ der Cäsaren über das zweite - jenes Heilige Römische Reich Deutscher Nation - und das „dritte Rom“, also Moskau, bis zum vierten, das es angeblich nicht mehr geben sollte, das aber schon jetzt mit der Europäischen Gemeinschaft steht und sich entwickeln wird. Wie - das ist eine andere Frage: Sich zugleich vertiefen und erweitern, ist das nicht zu viel des Guten?

Als ein „Beauftragter in Sachen geistiger Orientierungspunkte“ müßte ich vom Glanz des Mittelalters und der Renaissance, von der Reformation und den Bauernkriegen, von der Aufklärung, Romantik und Moderne sprechen; das eine an dem anderen messen und Bruchstücke von all dem in die Zukunft projizieren, um schließlich orakeln zu können: Seht, da geht es lang, und wer diese Fixsterne aus der Sicht verliert, ist des Teufels.

Das alles werde ich nicht tun. Ich will mir nicht anmaßen, den Leuchtturmwärter zu spielen, zumal in einer Zeit, in der nicht nur die geistigen, sondern auch sicherheits- und machtpolitische, wirtschaftliche und soziale Orientierungspunkte ins Trudeln geraten sind. Man spricht unumwunden von einer „Renationalisierung der Politik“ - ohne allerdings genau zu wissen, was Nationen sind heutzutage, in einer Zeit neuer „Völkerwanderungen“ von Süd nach Nord und von Ost nach West. Dies zeigt auch der überall wahrnehmbare Fremdenhaß, da ist Deutschland keine Ausnahme, höchstens ein greuliches Indiz für die sonst von den Politikern feingesponnene Tendenz, die „Festung der Reichen“ in Europa vor den Habenichtsen dicht zu halten.

Aber auch die Reichen scheinen wirtschaftlich und politisch ins Schleudern zu geraten.

Selbst jene deutschen Wirtschaftsexperten, die noch vor wenigen Jahren selbstsicher von einer deutschen Wirtschaftshegemonie in Ostmitteleuropa sprachen, geben heute klein bei und bejammern ein drohendes Dahinsiechen der D-Mark, dieser Hostie des deutschen Selbstwertgefühls nach dem Krieg. Die deutschen Politiker dagegen, zumindest diejenigen, die sich noch nicht als reine Macher verschlissen haben, warnen - wie der Bundespräsident - vor einer Aufkündigung des politischen Konsensus und vor einer Verkrustung der politischen Institutionen und Strukturen in Deutschland. Das

deutsche Wort „Politikverdrossenheit“ macht derzeit international Karriere, so wie zuvor „Realpolitik“, „Blitzkrieg“ oder „Waldsterben“.

Woran kann man sich bei dieser Unübersichtlichkeit halten? In vielen Ländern wird die Notwendigkeit einer strukturellen Erneuerung beschworen, aber eine neue Renaissance ist in ganz Europa nicht in Sicht, keine geistige Kulturrevolution begleitet den Zerfall des sowjetischen Imperiums und die reale Annäherung von Ost und West unseres Kontinents. Und doch gibt es eine Kulturrevolution anderer Art. Überall, in Deutschland und in Litauen, in Polen, Griechenland oder der Türkei sieht man dieselben Satellitenschüsseln. Dieselbe „Milka-Werbung“, dieselben „Miami-Vice“-Serien, dieselben Bilder hingemetzelter Bosnier, Serben, Armenier, Türken oder wer sonst gerade einem Amokschützen vor den Lauf gekommen ist, flimmern durch die Glotzen, die gleichen korrupten oder nur unfähigen Politiker und die gleichen punktuellen Meinungsumfragen - gestern in Frankreich oder Rußland, heute in Deutschland, morgen in Polen oder Ungarn -, die keinerlei Hintergründe durchschaubarer machen. Auch wenn der polnische Papst von einer „Reevangelisierung“ Europas spricht, auch wenn der Atheist Jelzin sich vom Moskauer Patriarchen absegnen läßt, auch wenn deutsche Theologen Gescheites auf ihren Kirchentagen sagen, sind wenig Ansätze dafür zu sehen, daß der Geist des aufgeklärten Christentums uns in dieser Zeit den Weg erleuchtet. Dies ist auch der Grund, weshalb der achthundert Seiten starke Roman des niederländischen Schriftstellers Harry Mulisch, „Die Entdeckung des Himmels“, ein Bestseller werden konnte. Dieser dicke Roman hat eine traurige Botschaft: Der „Chef“ im Himmel zieht seine Zehn Gebote zurück, da der Mensch sich sowieso nicht an die himmlische Software hält und obendrein kurz vor der Entdeckung des Geheimnisses der Schöpfung und damit der moralischen und physischen Selbstzerstörung steht. Luzifer hat uns in seinen Klauen, und Englisch - als die Computersprache - ist seine Mundart. So sieht es jedenfalls Harry Mulisch.

Das sind also heute unsere Orientierungspunkte - ein Chaos der Werte, schwärende Wunden ethnischer, sozialer und wirtschaftlicher Konflikte und zerbrochene Sicherheitsstrukturen. UNO, NATO, KSZE, diese ganze Abkürzung reicht nicht, um den Krieg in Jugoslawien zu stoppen oder den Nordirlandkonflikt. Hans Magnus Enzensberger orakelt gar, wir befänden uns in einem globalen Bürgerkrieg. Ist das die oblige Endzeitstimmung vor der Jahrtausendwende?

Doch nicht von den Weltkatastrophen möchte ich sprechen - nicht von der Ökologie, der Bevölkerungsexplosion, dem Nord-Süd-Konflikt und den möglichen Siegern und Verlierern, die der amerikanische Wirtschaftswissenschaftler Paul Kennedy in seinem Buch „In Vorbereitung auf das 21. Jahrhundert“ für die nächsten Jahrzehnte ausgemacht haben will (obwohl er gerade uns Europäern im allgemeinen und sogar auch den Polen einige Chancen einräumt). Sondern von uns, die wir hier in Gemen versammelt sind: von den Deutschen - und insbesondere den deutschen Danzigern -, von den Polen, die nach dem Krieg in die deutschen Häuser nicht nur in Danzig einzogen, von den Litauern, die sich in Wilna in polnischen Wohnungen häuslich niederließen, oder von den ukrainischen Bauern, die - wie mein Freund Bohdan Osadczuk sagt, ein Exil-Ukrainer, der heute Präsident Krawtschuk berät und seit Jahrzehnten für polnische Zeitschriften schreibt, - nach 1945 Lemberg für die Ukraine eroberten, indem sie

die früher polnischen Häuser besetzten, bevor Stalin seinen üblichen „Bevölkerungstransfer“ aus dem Inneren des Imperiums mit den bekannten Folgen wie in Königsberg zustande bringen konnte. Ich möchte auch die Juden nicht vergessen, die - wie Milan Kundera 1983 schrieb - der Leim Mitteleuropas waren und auch heute noch für viele den Schlüssel etwa zur Kultur Galiziens in den Händen Halten, dank Paul Celan, Rose Ausländer und vielen anderen. Nicht mehr von globalen Herausforderungen werde ich sprechen, sondern von unseren eigenen, denen der Vertriebenen und der Vertreiber, der „ethnisch Gesäuberten“, durch neugezogene Grenzen Ausgesonderten und Verfeindeten, aber auch darüber, was einem gehört, obwohl er es verloren hatte, und wie er es zurückbekommen kann, wenn er es dem Nachfolger vermachte.

Ich beginne mit meinen eigenen Erfahrungen mit diesem Stück Europas, das zwischen Deutschland und Rußland liegt und hierzulande gelegentlich wieder abfällig „Zwischeneuropa“ genannt wird. Die Geographie dieses Landstrichs ist in meiner Familiengeschichte ziemlich genau eingeritzt. Von Litauen im Norden bis Podolien in der Ukraine, von Humań weit im Osten bis Lissa im Posenschen trieben sich die Vorfahren meiner Mutter herum, väterlicherseits ist Warschau für mich das Zentrum und der Bezugspunkt, aber das Gespür dafür, was die alte Rzeczpospolita war, die infolge der polnisch-litauischen Union bis zu den Teilungen im 18. Jahrhundert dieses riesige Gebiet politisch organisierte, ist geblieben.

Um allen Mißverständnissen vorzubeugen: Im alten polnischen Streit der zwei Optionen - der piastischen und der jagiellonischen - fühle ich mich zwischen allen Stühlen. Die erste bedeutete einen ethnisch homogenen polnischen Staat, dessen Zukunft sich mehr im Westen als im Osten, mehr im Wettlauf als in einer Symbiose mit Deutschland entscheiden würde. An dieser Option stört mich der programmatische Nationalismus und das Mißtrauen gegenüber dem westlichen Nachbarn. Die jagiellonische Option dagegen knüpfte an die alte Tradition der Rzeczpospolita als eines Vielvölkerstaates an, dessen Zukunft sich vor allem im Osten in der Konkurrenz mit Moskau abspielte. Diese Variante der polnischen Geschichte erscheint mir - auch wenn ich mich in Wilna, Grodno, Lemberg, Buczacz oder Kamieniec Podolski heimisch fühle - für die heutige Zeit als nicht aktuell und nicht einmal erstrebenswert.

Polen befindet sich in einer merkwürdigen Lage. Den Zweiten Weltkrieg brach Hitler vom Zaun, nachdem er eine Abmachung mit Stalin über eine erneute Teilung Polens getroffen hatte. Nach einem fünf Jahre währenden Gemetzel saß nun derselbe Stalin, der den Krieg mitverschuldet hatte, als Schiedsrichter am Konferenztisch und schnitt auf der Karte einen neuen polnischen Staat zu. Er wurde auch von den westlichen Demokratien in dieser Rolle anerkannt, selbst seine bereits 1939 eingeleiteten „ethnischen Säuberungen“, die den Ostpolen galten, wurden nicht nur stillschweigend hingenommen, sondern zur Norm einer beispiellosen Aus- und Umsiedlungsaktion in Ostmitteleuropa erhoben. Die Deutschen wurden aus Ostpreußen, Pommern, Schlesien und Danzig vertrieben, die Polen aus Wilna, Grodno und Lemberg. Alles im Namen einer friedlichen Neuordnung Europas. Die Mächtigen saßen am grünen Tisch und entschieden darüber, wer wo seine Heimat zugeteilt bekommt.

Im Falle Polens schien diese barbarische Methode zu funktionieren. Die in Teheran, Jalta und Potsdam angeordnete „Westverschiebung“ war nicht nur eine geographische. Sie bedeutete einen Bruch mit fast allen Koordinaten der polnischen Geschichte und Kultur. In den ehemals deutschen Häusern sind die Ostpolen, ob gewollt oder ungewollt, westlicher geworden. Die älteren unter ihnen mögen immer noch von der Wilja oder dem Dnjestr träumen, trotzdem ist den meisten Westeuropa heute vertrauter als ihre verlorene angestammte Heimat. Das läßt sich auch an den polnischen Romanen und Reportagen ablesen. Erst vor wenigen Wochen schrieb beispielsweise Barbara Pietkiewicz in der „Polityka“ über ihr Heimattreffen in Liska, daß sie nun endlich zufrieden sei, 1945 nicht im früheren Ostpolen geblieben zu sein. Als ich 1988 ein ähnliches Gespräch mit Horst Bienek veröffentlichte, sagte sie mir noch, „ich glaube ihm kein Wort, ich will zurück nach Liska“. Jetzt steht ihr ihre alte Heimat wieder offen, und jetzt ist sie erleichtert, daß sie damals „in den Westen“ gegangen wurde. Denn ihre Identität hat sie nicht dort, sondern in heutigem Polen bewahren können. Dort hätte sie sich verleugnen müssen wie ihre polnische Klassenkameradin von 1939, die eine richtige Sowjetfrau geworden ist, ohne eigene Geschichte und ohne die Fähigkeit, sich und andere von außen zu sehen.

Es gibt aber auch eine andere Seite dieser Medaille. Die Identitätsfindung dort, wo man nach einer Vertreibung angekommen ist. Die Entdeckung, daß man selber als Vertriebener Vertreiber ist. Vor wenigen Wochen lief in 3Sat ein Dokumentarfilm: Eine Israelin befragte ihren Vater, wie das mit der Staatsgründung 1948 und mit den Arabern gewesen sei, und der Vater sagte, es habe nur wenige gegeben, und den meisten habe man den Boden korrekt abgekauft. Als die junge Frau ihm dann arabische Überlebende vorführte, die erzählten, wie es tatsächlich gewesen war, schwieger der Vater betreten, und schließlich sagte er: „Mein Kind, aber wir mußten das tun nach dem Holocaust...“ Wie ein Sieger sah er jedoch nicht aus.

Ich erzähle Ihnen diese Geschichte, weil ich auf den für uns Vertriebenen und Vertreiber, für Deutsche, Polen, Russen, Ukrainer oder Litauer in Ostmitteleuropa vielleicht entscheidenden Orientierungspunkt im künftigen Europa kommen möchte. Sicherlich: Es ist überlebenswichtig, ob wir die ökologische Katastrophe abwenden können, ob unsere Volkswirtschaften erfolgreich umgestellt werden, ob die sicherheitspolitischen Strukturen so gefestigt sein werden, daß der Westen nicht auf den Sheriff in Moskau schießen muß, damit er den „wilden Osten“ hinter der Oder und Neiße - wie die „Süddeutsche Zeitung“ unlängst schrieb - befriedet. Es gibt noch andere wichtige Punkte.

Hier aber, wo einmal im Jahr die Danziger Fahne mit ihren zwei weißen Kreuzen und der Krone auf dem Turm weht, ist der wichtigste Orientierungspunkt der, inwiefern jeder von uns seine eigene nationale Geschichte, seine eigene familiäre Erfahrung und seine kulturelle Identität an der des anderen messen, sie vergleichen und relativieren kann. Und hier, scheint mir, haben Deutsche und Polen in den letzten zwanzig Jahren gute Arbeit geleistet. Es ist ein Paradox, aber in der Aufarbeitung der gemeinsamen Geschichte haben Deutsche und Polen Vorbildliches geleistet. Das gilt vielleicht für keinen allzu großen Kreis, aber wenn man alle deutsch-polnischen Aktivitäten berücksichtigt - von der Botschaft der Bischöfe in den 60er Jahren über die hitzigen

Debatten über die Ostverträge in Deutschland, die gemeinsame Schulbuchkommission, den Freundschaftsvertrag mitsamt der Entkrampfung des Problems der „deutschen Minderheit“ in Schlesien bis hin zur Basisbewegung des Jugendwerkes und der deutsch-polnischen Gesellschaften -, dann kann man sagen, daß sich ein Netzwerk der Gemeinsamkeiten herausbildet, das viele der alten Spannungen abfedert und die alte „Erbfeindschaft“ in ein im allgemeinen ruhiges Miteinander verwandelt. All das gibt es weiter im Osten noch lange nicht.

Die Gründe für diese Asymmetrie sind naheliegend. Sowohl politisch als auch moralisch waren die deutsch-polnischen Beziehungen klar austariert. Der für die Deutschen schmerzliche Verlust eines Fünftels des Territoriums war eine Folge des von Deutschland begonnenen und verlorenen Krieges, die Vertreibung konnte man (wenn man wollte) als Strafe für die völkermörderische Politik Hitlers betrachten. In den Polen konnte man zwar - so man sich überhaupt mit ihnen beschäftigte - Vollstrecker eines historischen Unrechts sehen, aber auch ebensogut bedauernswerte Verlierer dieses Krieges. Und diese Erfahrungsgemeinschaft verband zumindest einige Deutsche und Polen. Es waren gerade die „Ostpolen“, die schnell die richtige Sprache zu den Deutschen aus dem Osten fanden; der aus Litauen stammende katholische Publizist Stanisław Stomma brach als einer der ersten mit dem offiziösen Bild eines tausendjährigen deutsch-polnischen Ringens. Und in der letzten Zeit kommen gerade von der jüngeren Generation der Polen wichtige Impulse für eine selbstkritische Analyse bisheriger Selbstverständlichkeiten der polnischen Geschichte. Vor kurzem veröffentlichte eine junge Germanistin ausführliche Fragmente von Augenzeugenberichten deutscher Vertriebener und rief damit in Polen lebhaftere Reaktionen hervor. Diejenigen Polen, die sich gerne nur als Opfer hinstellten, sahen nun, daß Opfer nicht gleichbedeutend sind mit Engeln. Diese Läuterungsprozesse im historischen Bewußtsein nicht weniger Polen verlaufen parallel zur Entwicklung eines bescheidenen Erfolgswußtseins. Die antideutsche Neurose entlang der deutsch-polnischen Grenze flachte ab, internationale Wirtschaftsexperten stellen sogar eine stärkere Aktivität der Polen als der Deutschen in den Grenzregionen fest, die natürlich von den massiven Investitionen des Bundes in den neuen Bundesländern ein wenig in den Schatten gestellt wird. Die Angst vor einem „Aufkaufen durch die Deutschen“ wurde zwar artikuliert, doch keine politische Partei fand es opportun, als Befürworterin eines antieuropäischen - sprich: antideutschen - Kurses aufzutreten. Wenn einzelne Politiker dies tun, werden sie zurückgepfiffen. So stark ist einerseits die Angst, in den Osten abgeschoben zu werden, und andererseits die faktische Umstellung der polnischen Wirtschaft auf westliche Partner.

Östlich von Polen ist die Lage unvergleichbar undurchsichtiger und mit gegenseitigen Komplexen beladen. Das beginnt damit, daß es dort an solchen politischen und moralischen Evidenzen wie im Westen fehlt. Es geht nicht darum, daß die Grenzen willkürlich gezogen wurden, das wurden sie auch anderswo, und dennoch stellt sie niemand infrage. Sondern es geht vielmehr darum, daß unsere Nachbarn - was psychologisch vielleicht verständlich ist - sich in der Phase befinden, in der wir in den fünfziger, sechziger Jahren waren, als man nämlich aus mangelndem Selbstwert- und Sicherheitsgefühl einen merkwürdigen Kulturkampf führte und die Geschichte des eigenen Landes ausschließlich als eine Nationalgeschichte schrieb und das, was sich

dort abspielte, entweder gänzlich polonisierte oder verschwieg. So wurde zum Beispiel die Geschichte Breslaus auf dreihundert „urpolnische“ Jahre im Mittelalter zusammengestrichen und begann dann erst wieder nach 1945. Ähnliches geschah mit Koprnikus oder Veit Stoß - man konnte Doktorwürden erlangen mit Arbeiten, die ihr lupenreines Polentum nachwiesen. Mit demselben Phänomen kann man als Pole heute leicht in Wilna oder Lemberg konfrontiert werden, nur mit umgekehrten Vorzeichen. Ich denke nicht etwa an Graffiti in Wilna wie „Juden nach Israel, Russen nach Sibirien, Polen ins Gas“, diese neue Art des „Internationalismus“ gibt es überall, ich denke vielmehr an die Worte eines unierten Priesters in der St.-Georg-Kathedrale in Lemberg, der einer deutsch-polnischen Gruppe in bestem Polnisch sagte: „Der polnische Teil der Geschichte dieser Stadt spielt keine Rolle, denn gegründet hat sie der Herzog von Halitsch... In Przemyśl aber, da werden die Ukrainer unterdrückt.“

Dies beschränkt sich nicht nur auf polnisch-ukrainische oder polnisch-litauische Streitereien. Vor kurzem fand eine litauisch-weißrussisch-polnische Historikertagung statt, die beinahe geplatzt wäre, und nicht etwa wegen der Polen. Die Litauer und die Weißrussen gerieten sich darüber in die Wolle, wer denn nun der rechtmäßige Nachfolger des Großherzogtums Litauen sei. Beide haben gleich gute Argumente, da dieses Großherzogtum sich nicht ethnisch verstand, sondern - ebenso wie die polnische Krone und die ganze Rzeczpospolita keine Bluts-, sondern eine Wertegemeinschaft der politischen Nation, das heißt des Adels, war.

Und damit sind wir mittendrin in einem höchst aktuellen Streit, nicht nur irgendwo in Grodno sondern in ganz Europa, einer Auseinandersetzung darüber, welchen Stellenwert die Nationen haben werden, falls sich dieser Kontinent nicht nur politisch oder wirtschaftlich vereinigen soll. Ist die Geschichte nur eine Keule, mit der man den Konkurrenten aus dem Rennen werfen will - die Ungarn aus Siebenbürgen, die Polen aus Wilna, die Deutschen aus Schlesien - oder ist sie ein Bindeglied mit den anderen, das eine ständige Relativierung der eigenen Mythen und Selbstdarstellungen erforderlich macht.

Wie kann das aber vonstatten gehen, und gilt es tatsächlich uneingeschränkt? Solange die neuen Staatsnationen, und die Polen zähle ich jetzt zu den älteren, sich nicht voll etabliert fühlen, muß man ihnen viel Entgegenkommen bezeugen, auch wenn es immer wieder schmerzt, wenn die alt-neuen Nachbarn sich gerade durch die Verdrängung der gemeinsamen Kulturgeschichte selbst bestätigt sehen. Es braucht Zeit, bis die Newcomer innerlich so souverän sind, daß sie nicht nur aus einem einzigen Abwehrmechanismus bestehen, sich selbst bemitleiden oder als ewige Opfer verklären, sondern auch den anderen in sich selbst sehen. So wie die Geschichte abläuft, sind die Rollenzuteilungen selten so schön Schwarz-Weiß, wie es die Nationalgeschichtsschreiber darstellen.

Dabei erleichtert womöglich die kritische Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte die Neuentdeckung einer lebendigen Ader der Kultur der Newcomer. Manchmal kann man im Westen hören: Eigentlich müßte von euch im Osten ein Funke zu uns überspringen; wenn dieses Europa eine neue Renaissance in der Kultur erleben und nicht in einer amerikanisierten Massenkultur ersticken soll, dann kann das eben von Euch im Osten ausgehen. Ihr lebt noch mit den Mythen, bei euch gibt es noch

den urwüchsigen Glauben, daß das Bestehende eigentlich immer noch nicht ganz real existiert - euer frischer Kapitalismus, euer Demokratie, selbst euer Gläubigkeit, das alles ist so schön amorph, so unkodifiziert, so spontan, daß eine Form daraus nur mit einem geistigen Kraftakt einer grundsätzlichen Infragestellung entstehen kann. Bei den Russen kann der Abschied von der Großmachtrolle, eine in Grenzen gehaltene Frustration wegen des „Rückzugs aus der imperialen Geschichte“, eine Zeit der Wirren, aber auch eine positive Umwertung aller Werte bewirken. Bei den Ukrainern umgekehrt - die Entdeckung einer europäischen Rolle als eigentlicher Nachfolger der alten Rzeczpospolita - diesmal ohne polnische oder litauische Hegemonie, dafür aber mit dem ganzen Reichtum des früheren multikulturellen und multikonfessionellen Gemischs; die Ukraine ist heute groß und stark genug, um nicht in die typischen Komplexe eines Underdogs zu verfallen. Und die baltischen Kulturen? Sie könnten Europa bald ein Lied von den Freuden der selbstgewählten Einkapselung singen. Möglicherweise wird aus der räumlichen Enge und der nationalistischen Verbissenheit heraus ein Tiefgang entstehen, der eine neue Intensität des Eigenen im Kampf gegen das Fremde zeigen wird. So rätseln bisweilen die westlichen Auguren, zumindest wenn sie einer Buchmesse den Schwerpunkt Osteuropa geben.

Diese Rollenzuteilungen für Länder und Kulturen an der Literaturbörse mögen nur einer neomodischen Sucht entspringen, alles in Rankinglisten zu verwandeln, als ob wir ständig an irgendwelchen globalen Olympiaden teilnähmen. Wer ist die Nummer eins, wer holt uns ein, fallen wir zurück oder steigen wir auf... Dieses Denken hat sich tief eingepreßt und entspringt höchstwahrscheinlich einer inneren Unsicherheit. Die Deutschen kennen das, die Polen ebenfalls, das ständige Sichfragen, wie man im Ausland wahrgenommen wird, wie man bei anderen ankommt, ob man beliebt ist oder nicht, wie man das eigene Image im Ausland verbessern, den „polish jokes“ oder dem Bild des „häßlichen Deutschen“ entgegenwirken kann? Es gibt Völker, die sich kaum um ihr Bild im Ausland scheren, dafür mehr Energie daran setzen, den Zustand ihrer Gesellschaft zu verbessern bzw. mit sich selbst ins Reine zu kommen.

Wir alle in Europa sind heute Augenzeugen nicht nur eines politischen, militärischen oder moralischen Kollapses der Sowjetunion. Wir sind auch Zeugen eines tiefen psychologischen Schocks der Russen, die mit ihrem Abstieg von der Rolle eines Hegemonen in Osteuropa und der einer Supermacht fertig werden müssen. Andere haben dasselbe vor hundert oder noch mehr Jahren durchmachen müssen. Die Polen wurden vor genau 200 Jahren durch die Teilungen und die Auslöschung der Res publica in ihrem Selbstwertgefühl getroffen. Die Deutschen - nach dem ersten und zweiten Weltkrieg, die Franzosen - 1940, die Engländer - in den 60er Jahren, als ihr Imperium in die Dekolonisation entlassen wurde. Der psychologische Knacks bei den Russen scheint heute gravierender zu sein als alles andere. Ich brauche hier gar nicht faschistoide Monarchisten oder etwa auch Solschenizyn zu zitieren, die großrussisch-imperial denken. Vor wenigen Monaten traf ich Lew Kopelew - einen unbestreitbar liberal denkenden und mutigen Mann, der sich wie sonst nur wenige für eine Verständigung zwischen Russen und Deutschen, aber auch Russen und Polen eingesetzt hat. „Auch ich kann nur schwer verkraften“, sagte er damals, „daß die Ukraine für Rußland ‚Ausland‘ sein soll, das tut weh...“ Ich habe aber auch Russen in der Ukraine getroffen, die trotz ihrer russischen Herkunft ganz offen sagten, daß sie Ukrainer werden

wollen, auch um die historische Schmach des Verlierers nicht mit sich herumschleppen zu müssen.

Und das ist der Punkt. Wie können wir mit der Frustration, dem gebrochenen Selbstwertgefühl, aber auch dem Schmerz eines anderen nach einer Amputation umgehen? Der Mensch ist selten altruistisch. Man kann auch manchmal hören, es sei nur gerecht, daß es ihnen - den Russen, Polen, Deutschen, je nachdem - so dreckig gehe in Anbetracht der Pein, die sie uns vor fünf, fünfzig oder fünfhundert Jahren zufügten. Dieser Mechanismus funktioniert - wir sehen es in Jugoslawien. Er ermöglicht es psychologisch, sich selbst auf Kosten des Anderen aufzurichten, wenn auch nur scheinbar. „Eine Polin und hat noch Wünsche“, sagte in Görlitz eine Verkäuferin im Kaufhaus, als sie darauf hingewiesen wurde, daß der von ihr berechnete Preis nicht mit dem ausgezeichneten übereinstimmte. „Was wollen Sie eigentlich, bei Ihnen drüben geht es doch überall schlampig zu“. Das ist ein altes psychologisches Gesetz, je schwächer und unsicherer sich einer fühlt, desto verbiesterter wird er sich am noch schwächeren aufbauen wollen. Und es genügt nicht, mit rationalen Argumenten über die Zweischneidigkeit derartiger Methoden zu kommen. Ebenso unnütz ist es, immer wieder zu beschwören, wir säßen doch alle im selben Boot und keiner könne sich den globalen Herausforderungen im Alleingang stellen. Wir bekommen das ständig gesagt, und dennoch gleiten wir in ein Zeitalter eines „neuen Egoismus“ ab.

Daher kommt man unweigerlich immer wieder auf die biblische oder kantianische Maxime zurück: Tue dem anderen nicht an, was du selbst nicht erleiden möchtest, oder handle so, daß dein Handeln eine Allgemeinnorm sein könnte. Doch ich weiß auch, daß diese alte Regel in der Praxis nur bei wenigen Gehör findet. Weder den Kirchen noch den Aufklärern, weder den Linken noch den Rechten kann man en bloc zutrauen, daß sie dies für eine Selbstverständlichkeit halten. Da muß sich nur jeder - Pole, Deutscher, Russe, Ukrainer oder Litauer - die Verhaltensweisen seiner eigenen Kirchenmänner anschauen, wieviel verbissener Nationalismus in ihnen zuweilen steckt, wieviel leichte Verteufelung der anderen und wieviel Selbstheroisierung. Dasselbe gilt für die Lehrer, Historiker, Literaten usw. Wie sehr neigen wir alle, das heißt jeder für sich, dazu, die eigenen Klischees zu verewigen, die eigenen Wahrheiten für unumstößlich zu halten und die des anderen zu übersehen. Es ist an der Zeit, sich mehr für die anderen als für sich selbst zu interessieren, es ist an der Zeit, die anderen und ihre Kulturen ernsthaft zur Kenntnis zu nehmen. Man verliert dabei wenig, man kann nur gewinnen. In der Psychologie gilt ein therapeutisches Prinzip, loslassen, um es zu behalten. Wer seine Verkrampfung überwindet und sich selbst nicht als Nabel der Welt betrachtet, gewinnt mit Sicherheit - Freunde oder zumindest Partner. Das ist zwar kein Zauberspruch für alle, aber eine gar nicht so kleine Handvoll wahrer Europäer praktiziert dies schon längst. Und es ist ein Trost zu wissen, daß einige Vertreter dieser Spezies sich schon seit langem Jahr für Jahr auf dieser Burg Gemen versammeln. Ich danke Ihnen.



Adam Krzemiński

geboren am 27.1.1945 in Radecznica in Ostpolen
aufgewachsen in Breslau und Warschau, lebt in Warschau

1962–1967 Studium der Germanistik in Warschau und Leipzig

1967–1973 Redakteur der Wochenzeitung "Forum"

seit 1973 Redakteur der Wochenzeitung "Polityka", dort de facto zuständig u.a. für sämtliche deutsche Themen, verfaßt regelmäßig innen- und außenpolitische Leitartikel, sowie Essays zur Zeit- und Ideengeschichte, auch für diverse Monatszeitschriften wie "Twórczość", "Odra" und "Więź", Autor einiger Drehbücher historisch-politischer Dokumentarfilme

Dozent am germanistischen Seminar der Universität Thorn

seit einigen Jahren stellv. Chefredakteur des Magazins für deutsch-polnische Verständigung "Dialog" (Hamburg)

seit 1990 stellv. Vorsitzender der Polnisch-Deutschen Gesellschaft in Warschau

Auszeichnungen: 1993 Goethe-Medaille und Nebenpreis des "Brücke"-Preises der Stadt Görlitz

Veröffentlichungen in Deutschland (neben zahlreichen Essays und Artikeln u.a. in "Die Zeit", "FR", "SZ", "Tagesspiegel", "Merkur", "Frankfurter Hefte"): "Polen im 20. Jahrhundert. Ein historischer Essay", München: Beck 1993 (BsR 476)

referierte in diesem Jahr nach 1990 und 1992 zum dritten Mal bei einem Gementreffen

Herausgegeben als Manuskriptdruck im Selbstverlag von:

adalbertus-werk e.v., bildungswerk der danziger katholiken
adalbertus-jugend, katholische jugend aus danziger familien
hubertusstraße 5, 40219 düsseldorf